

# Giekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



PHOTOC. BUREAU H. NOH, GIESSEN.

## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)  
(Fortsetzung.)

So lang wie der nächste Tag war Jan noch kein Tag zeit seines Lebens erschienen. Ein wahres Fieber hatte ihn gepackt, das ihn wie einen irrenden Geist im „Blauen Hecht“ treppauf, treppab trieb. Der Abbe war schon frühzeitig auf den Hoflauf gegangen und hatte versprochen, am Mittag zurück zu sein, aber Jan wartete vergebens. Er ging die wenigen Schritte nach dem Rheinstapel hinunter, um noch zum letztenmal das Bild der lauten und herzhaften Tätigkeit zu sehen. Da zogen die breiten Roggen, tiefbeladen und ein wenig zur Seite geneigt durch den Druck des großen braunen Segels, den Rhein hinauf. Die Fahren trieben langsam hinüber und herüber und die ängstlichen Pferde schnaubten und wickerten. Am Ufer lagerten Wälle von Säcken, Mauern von Häusern und Türme von Kisten. Der große Kran, den der Kurfürst hatte bauen lassen, um die Ladegelder allein einzustrecken, kreischte unaufhörlich und schwang mit seinem mächtigen Arm neue Güter aus den Schiffen an das Land, und auf der Höhe des geneigten Ufers zog sich die Werftmauer hin, mit Pforten und Toren, getront von winzigen Giebelhäusern, vor deren Fenstern Blumen blühten, und überragt von den Festungstürmen und der ungeheuren Masse des Turmes Groß Sankt Martin, dessen Schatten den Strom verdunkelte.

Jan gedachte der Tage, da er so oft auf einem Saß mit Reis oder Weizen am Werft gefessen hatte und eine leise Wehmut stieg in ihm auf, daß er dieses alles, was ihm so vertraut war, nun verlassen sollte. Und hier waren auch die Neuigkeiten für ein Blatt Tabak feil, oder für einen kräftigen Schluck Brammitweins. Schiffer vom Oberrhein erzählten von Tilly, wie er in der Pfalz dem Mansfelder und dem Halberstädter im Raden saß und wie ein prachtvolles Ungewitter die Weichenden immer nach Norden trieb. Holländer, die von der Schelde kamen, wußten von den Freiheitskämpfen ihrer Brüder zu berichten, von den wilden Spaniern, die immer zahlreicher um den eisernen Spinola sich versammelten, während ihr „groote Moriz“ Bergen op Zoom und Breda besetzte und schwur, daß er all die spanischen Raketen in den Wallgräben seiner Festungen ersäufen würde.

Es konnte nicht anders sein, als daß Jan diese kirrenden und lärmenden Neuigkeiten mit einigem Entzücken hörte. Auch in Frankreich regte es sich? Desto besser! Der Kardinal wollte die Spanier angreifen? Vortrefflich! Da lief er ja geradewegs der Furie in die Arme. Er schlug sich auf die Schenkel und ging vergnügt nach dem „Blauen Hecht“ zurück, indem er vor sich hin pfiff.

Als er in die Schenkstube trat, stand da Frau Josepha mit einer Bäuerin und diese sagte gerade:

„Materdeis, wenn ich doch von nichts weiß!“

Frau Josepha aber gewährte Jan:

„Jan, komm geschwind her. Was ist dies?“

Und sie deutete auf einen Beutel, den die Bäuerin fest am Halse hielt.

„Das?“ sagte Jan, „scheint ein Beutel zu sein. Ein Geldbeutel, wenn nicht alles trägt.“

„Das sehe ich wohl. Aber was sollst du damit. Sag es mir, Jan.“

„Ich?“ machte er erstaunt.

„Bist du der Jan?“ fragte die Bäuerin.

„Ich möchte fast drauf schwören.“

„Und dies ist der „Blau Hecht“. Und du bist der Jan.“

Also nimm — — und vergiß das Kreuz nicht.“

Jan wog den Beutel; er war nicht leicht. Von Griet kam er, das war sicher. Aber was sollte er damit? Nun, wenn man reiste, durfte man nicht ganz ohne Geld sein.

Die Bäuerin war fort. Frau Josepha sagte ihm am Arm.

„Jan — ich dachte, du würdest gut tun, mir zu sagen, von wem das Geld ist und wozu?“

„D.“ sagte Jan, „wenn Ihr's durchaus wissen wollt: von einer ehrenwerten Dame, die mich besser hält als Ihr, von der ich Zeit meines Dienstes noch keinen blanken Karolin oder Ferdinandsgulden gesehen habe.“

„Jan!“ rief Frau Josepha, „Jan! Was tust du mir an! Habe ich das um dich verdient?“

Es ist schon alles eins, dachte Jan und wollte entweichen, aber sie hielt ihn fest.

Da gestellte die Klingel und es trat jemand herein, den Jan zuerst für einen Ketter ansah, der aber keiner war, wie sich nur zu bald zeigte. Es war ein Wirt, der Wein kaufen wollte und der Frau Josepha nicht unbekannt war. Jan mußte Rede stehen über die Vorräte und Proben holen und dabei glaubte er nicht weniger auf glühenden Kohlen zu gehen, wie Frau Josepha auf ihnen zu sitzen. Sie hofften beide, daß das Geschäft endlich abgewickelt sein möchte, und der Mann zog auch schon den Geldbeutel. Aber im Aufzählen begann er einige Worte zu sagen, die Jan und Josepha mehr erschreckten als hundert Musketerschüsse vor den Fenstern plötzlich abgefeuert. Er fragte nämlich teilnamsvoll, ob denn Frau Josepha ihren Mieter, den Herrn Abbe, sie wisse schon, nun ganz verlieren würde, da er heute bei ihm zwei Reispferde gekauft hätte? Denn solange der „Störrische Ochse“ in seiner Familie sei, hätten dort immer die wackersten Gänse zum Verkauf gestanden. — Ei, dachte Frau Josepha, und ihre Mienen drückten das deutlich aus, nur allzudeutlich für Jan, — ei, da kommt mir ein Wind in die Nase, der recht übel riecht. Denn der Abbe stand bei ihr noch, sozusagen, in der Kreide. Jan aber versuchte den „Störrischen Ochsen“ mit Zeichen zum Schweigen zu bringen, aber als er ihn herzlich auf den Fuß trat,

sagte der Wirt nur: „Du lustwandelst auf meinem Eigentum,“ und als Jan einen Hustenanfall bekam, daß er blaurot im Gesicht wurde, meinte er wohlwollend, ohne im Geldzählen innezuhalten: „Roter Ahmannshäuser mit Bibeben, und im Kessel heißgemacht, hilft am besten gegen Husten.“

Im Gegenteil war Frau Josepha begierig, mehr von den Neuigkeiten des „Störrischen Ochsen“ zu vernehmen: „Zwei Pferde, sagtet Ihr?“

„Zwei.“

„Und wohin die Reise geht, und mit wem und wohin, das sagt mir doch geschwind.“

„Wohin und mit wem, kann ich Euch nicht sagen. Nur daß die Gänle gleich nach Mitternacht bereit stehen sollen, habe ich gehört.“

„Seit wann reisen rechte Christenmenschen um Mitternacht?“

Aber der Gastwirt hatte sein Geld aufgezehrt, sagte „Behüte Gott“ und ging hinaus.

Jan hätte sich gern eins gepfiffen, um harmlos zu erscheinen, doch fühlte er die Blicke der Frau Josepha wie zwei Degenstippen an sich herumkugeln und brach schließlich heraus:

„Zum Teufel, ich weiß von nichts!“

„Du weißt von nichts, aber ich weiß von etwas. Von höchst verdächtigen Dingen weiß ich etwas, die da vorgehen, lieber Jan, und wenn du mir nicht auf der Stelle, vor meinen lebenden Augen und hörenden Ohren schwörst, die Wahrheit zu sagen — dann — Also der Abbé will verreisen, nicht wahr? Das wissen wir ja. Aber wozu braucht er zwei Pferde und woher hat er das Geld, und was ist das für Geld, das noch in deiner Tasche steckt, und was hat es mit dem schwarzen Kreuz auf sich und mit der Abreise um Mitternacht? — Nun, lieber Jan? Du antwortest nicht? Also weißt du alles. Und ihr beide wollt fort, du mit, wehre nicht mit den Händen. Aber ich werde zum hohen Räte gehen und zum durchlauchten Herrn Kurfürsten. Man wird dich in Eisen legen, Jan. Das ist noch immer die Strafe für freche Verführer gewesen und ich bin eine ehrbare und unbeschriene Witwe. Eine arme Witwe, Gott sei's geklagt, die du deinen schmutzigen Gelüsten gefügig gemacht hast. O gottogott, daß doch der selbige Schmitz noch lebte; aber deinen sauberen Herrn Abbé lasse ich in den Schutdturm werfen, so wahr ich selig werden will, denn es gibt noch ein Recht für schutzlose Witwen hier auf Erden und drüben im Jenseits.“

Jan fühlte sein Herz wegschmelzen. Er kam sich in der Tat ungeheuer schlecht vor. Und nun weinte sie noch dazu. Sie war unschuldig und er war ein Wüstling. Raderbombenundflöh. Und wenn er in Eisen lag und José Maria im Stockturm, wer retete dann Marie-Anne und Griet?

„Frau Josepha,“ stotterte er, „ich bitte Euch, weint nicht so schrecklich, ich schwöre Euch —“

„O, Jan, daß du mich verraten konntest!“

„Ich schwöre Euch —“

„Du schwörst mir — daß du mich nie verlassen willst? Schwörst du das?“

Jan dachte zwar, daß er gestern abend geschworen hatte, er wolle um Mitternacht —, aber das ging nun schon in eins hin.

„Hier in meine Hand schwöre!“ sagte Frau Josepha und ihre Tränen tropften herab.

„Ich schwöre es!“

„Bei Gott.“

„Bei Gott!“

„O Jan,“ rief sie und umarmte ihn, „Wenn du doch recht einsehen wolltest, wie gut ich es mit dir meine.“

Und sie führte ihn zu der Wirtsbank und zog ihn neben sich und legte sein Haupt an ihre Brust, die heftig wogte.

„Sieh, sprich nur ein Wort an rechter Stelle, und du kannst hier immer sitzen, als mein lieber Mann, mit dem Käppchen auf dem Kopf und wenn die Gäste mit dem Becher aufstoßen, dann brauchst du nur zu rufen: Zupp, oder Kleeß, eine Kanne Ahtzehner. Und den Beutel gib nur mir. Ich wahre ihn dir gut.“

Aber Jan erinnerte sich plötzlich des Weines für den „Störrischen Ochsen“ und schwur, sofort in den Keller zu müssen, um abzapfen.

Doch erst mußte er noch sein Gesicht in einer Sturzflut tränenfeuchter Klöße baden lassen, ehe er die schwere Fall-

tür heben und in den Keller steigen konnte. Sie rief noch in die Finsternis hinunter:

„Das Geld, Jan, vergiß nicht, mir das Geld zu geben.“

„Zawohl,“ dachte Jan, „Pipen und Blöten,“ und hielt sich mäuschenstill.

Ah, da lagen all die wohlgerundeten und behäbigen Jäffer, große ehrbare Herren im dunkelbraunen Rod, und junge, mit bunten Kitteln, auf denen grüne Ranken gemalt waren. Er klopfte mit dem Knöchel an die Wandungen und da wußte er gleich, wieviel Maß noch darin stecken. Und er kannte auch jedes Faß, und es war ihm, als müsse er Abschied nehmen, denn er ließ nichts in Köln zurück, denn er so mit allen Reigungen seines Wesens anhing, wie diese Jäffer.

Da drin reiste der Einundzwanziger. War ein gutes Jahr. — Er zog ein wenig ab und trat zu dem Kellerfenster.

„Sieh, sieh, gärest du noch immer? Man müßte dich lüften.“ Und ein anderes Faß sah er verächtlich an:

„Tunichtgut, misratones Geschöpf, habe ich dir nicht Hände voll spanischer Erde in den Hals gestopft und du wirfst nicht klar und bleibst zäh wie Gerberlohe?“

Aber hier der Zwölfer Wein. Und hier, Drachenblut. Und da der gute Ahtzehner, den ein Säugling statt der Muttermilch trinken konnte.

Jan feierte ein wehmütiges Abschiedsfeß, hier unten mit seinen guten Freunden, und es war Abend, als er von Rührung und Wein gerötet wieder zur Oberwelt emporstieg.

Weshalb ging Frau Josepha nicht zu Bett? Es schlug neun Uhr, aber sie rührte sich nicht. Und als die Gäste endlich gegangen waren, schloß sie selber die Haustür, legte die Eisenstange vor und sagte ganz ruhig zu Jan:

„Komm bald. Ich habe noch mit dir zu reden.“

Eine Weile sah Jan ganz betäubt auf der Bank. Gefangen! Er rasselte eine Vitanei von Klößen herunter. Die Mäuse saßen in der Falle. Und die Stunde würde verstreichen und die arme Gräfin und die kleine Griet würden weggeschleppt werden, nicht ohne ihn als einen Dieb und ehrlosen Verräter verflucht zu haben.

José Maria! — Er eilte zu ihm. Er fand ihn beschäftigt seine Bücher zu einem Bündel zu packen und der Abbé sagte, ohne bei seiner Arbeit inne zu halten:

„Ich komme ein wenig spät. Aber ich war aufgehalten. Es gibt da einige Damen, die sich meiner Seelenführung anvertraut hatten und ich konnte nicht fortgehen, ohne ihnen wenigstens Lebewohl gesagt zu haben. Aber Gänle habe ich gekauft, Gänle, die unter jedem Reiterobersten Ehre einlegen würden. Ein kleiner zimmetfarbener Hengst ist für dich. Ein großer schwarzer für mich. Und sie sind fromm, sage ich dir; ich schlug sie auf die Hinterbacken, aber sie zuckten nicht einmal mit dem Schweif.“

„O José Maria,“ rief Jan, „was nützen uns die Gänle! Wir sind gefangen!“

Und er erzählte ihm, was diesen Tag vorgegangen war.

„Sollen wir sie mit dem Degen im Bett festspießen? Das heißt — ich würde es nicht auf mich nehmen; oder sollen wir die Schlüssel ihr unterm Kopfstissen wegstehlen, denn ich will nicht Jan heißen, wenn sie sie nicht unterm Kopfstissen hat. Oder sollen wir mit dem Hebebaum das Tor aufbrechen? — Aber antworte schnell, denn wenn du nicht antwortest, so geschieht Fürchterliches.“

Selbst José Maria mußte nachdenken. Dann öffnete er das winzige Fensterchen und steckte den Kopf heraus.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Bekämpfung der Läusekrankheit.

Von Dr. med. Dreuw, Spezialarzt für Haut- und Haarleiden, Berlin.

Klöße, Wanzen und Läuse, welchen Kulturmenschen befiel nicht eine Gänsehaut, wenn er diese drei bisher so unsalonfähigen Worte hörte. Heute ist angesichts der kriegerischen Ereignisse dieses Thema aktuell und salonfähig, es ist von größter hygienischer Bedeutung, darüber offen zu sprechen, nicht nur im Interesse der kämpfenden Truppen, sondern auch des Heimatgebietes. Wissen wir doch mit Bestimmtheit, daß die Erreger der gefährlichen Kriegsgeschunden, des Flecktyphus und des Rückfallfiebers, am häufigsten durch die Kleiderläuse übertragen werden.

Alein diese Tatsache erfordert es, der Gefahr zu begegnen durch Aufklärung der weitesten Kreise. Aber abgesehen von der Übertragungsmöglichkeit solch gefährlicher Geschunden leidet die Schlachfertigkeit des Heeres, wenn der Soldat infolge des starken

Judreizes Tag und Nacht nicht schlafen kann. Wiederholt ver-  
süßten wir die Truppen im Osten, sie hätten lieber Hunger,  
Durst und Schmerzen gelitten, als das unerträgliche Jucken.

Im Frieden sehen wir die Kopf- und Kleiderläuse sehr häufig  
bei ärmeren Bevölkerungsschichten, die auf Körperpflege wenig  
achten, bei verwahrlosten Kindern, in Wägen für Obdachlose.  
Ich hatte häufig Gelegenheit, sie bei Prostituierten zu sehen.  
Aber auch in bessere Gesellschaftskreise verdrängen sich namentlich  
die Kopfläuse manchmal. Stellt dann der Arzt in diesen Kreisen  
die Diagnose „Läuse“, so ist das Erkennen groß. Denn schon die  
Nennung des Namens der Krankheit hatte bisher etwas „Be-  
heimlichvolles und Abgeschreckendes“. Heute spricht man über dieses  
Thema ebenso offen, wie über andere Krankheiten.

Auch der Scherz hat sich desjenseits schon bemächtigt:

Auf dem Stamme der Karpathen wimmeln russische Soldaten,  
Machen eine Bergpartie, doch nicht lange machen sie.  
Aber was sie hinterlassen, wimmelt dort in grauen Massen,  
Seit sie ostwärts abgezogen, ist der ganze Stamm verlauset.“

Schon Goethe erwähnt in seinem Faust I. und 2. Teil das  
Läusefema:

Der Herr der Ratten und der Läuse,  
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse  
Befiehlt dir, dich hervorzuziehen.  
(Studierzimmer, Faust I.)

und

„Der Schall in dem Busen  
Verbrät sich so sehr;  
Bom Felze die Läusechen,  
Euthüllen sich eh.“  
(Faust II.)

Wir unterscheiden erstens die sogenannte Kopflaus und  
zweitens die Kleiderlaus, von denen die erstere den be-  
haarten Kopf bewohnt, während die andere nur in den Kleidern  
lebt und nur zum Zwecke der Nahrung diese verläßt. Jedes  
Weibchen der Kopf- und Kleiderlaus legt etwa 50-75 Eier,  
die es an die Kopfhaare oder an die Fasern der Hemden und  
Unterkleider klebt. (Sogenannte Nissen.) Nach 5-6 Tagen ent-  
wickeln sich junge Läuse aus den Eiern. Es findet also eine ganz  
enorme Vermehrung statt. Eine gewöhnliche Kopflaus ist etwa  
1 Millimeter breit und 2,5-3 Millimeter lang, ist aber mit  
freiem Auge sehr leicht zu sehen. Was nun die äußere Form  
betrifft, so kann der Stiff des Vituanus keine bizarreren Formen  
zeichnen. Aus dem ovalen, 1 Millimeter breiten grauen, drei  
Millimeter langen Körper ragen 6 Beine mit Haken zum Fest-  
halten hervor; aus dem ovalen Kopf, der mit dem Körper hals-  
artig verbunden ist, ragen die Saugwerkzeuge hervor. Zwei vor-  
springende Augen liegen zu beiden Seiten des Kopfes.

Im Frieden übernimmt nun die Behandlung der Läuse-  
erkrankung der Arzt, im Kriege jedoch gelten andere Grundsätze.  
Im Kriege muß angesichts der großen Ansteckungsgefahr  
durch die heimkehrenden Krieger auch die Allgemeinheit wissen,  
was sie gegen die Parasiten, sei es zur Vorbeugung und zur  
Behandlung zu tun hat. Von diesem Gesichtspunkte aus hat  
auch der Berliner Polizeipräsident eine Bekanntmachung erlassen,  
daß das durch die Kleiderläuse übertragene Fleckfieber nicht nur  
unser Streiktruppe im Osten bedroht, sondern daß es auch nach  
Deutschland eingeschleppt werden kann. Der Kampf gegen die  
Läuseplage hat daher eine große hygienische Bedeutung.

Was zunächst die Kopfläuse anbelangt, so sollen die Haare  
möglichst kurz geschritten werden. Dann wird der Kopf mit  
Tibinfluid oder Sebaillextrakt gründlich mittels eines Lappens  
oder mit der Hand eingerieben, oder aber besser ein mit  
dieser Flüssigkeit durchtränktes Tuch wird einige Stunden oder  
die Nacht hindurch auf die Kopfhaut aufgebunden, wobei man  
darauf achtet, daß die Flüssigkeit nicht in die Augen kommt. Im  
Notfalle genügt auch gewöhnlicher Essig. Auch Einreibungen und  
Auslegen von mit Petroleum durchtränkten Tüchern, Binden oder  
Watte hilft sehr gut gegen die Kopfläuse. Jedoch ist wegen der  
Feuergefährlichkeit sehr große Vorsicht nötig.

Selbstverständlich sind gründliche Seifenwaschungen des be-  
haarten Kopfes so oft als möglich zu machen.

Die Kleiderlaus ist unter den im Kriege geltenden Ver-  
hältnissen viel schwerer zu beeinflussen. Zunächst ist die Pro-  
phylaxe von größter Wichtigkeit, d. h. der Soldat soll — was  
leicht gesagt, aber nicht leicht getan ist — sich nach Möglichkeit be-  
fleisigen, die Orte und Personen, bei welchen Kleiderläuse fest-  
gestellt sind, zu meiden. Viele Soldaten schlafen daher lieber auf  
Stroh, als auf den Polstern und in den Betten. Gründliche Unter-  
suchung auf Parasiten ist daher zu empfehlen. Seidenes Unter-  
zeug schützt bis zu einem gewissen Grade, da die Kleiderlaus sich  
hier nur ungern einnistet. Zur Desinfektion der Kleider verwendet  
man am besten strömenden Wasserdampf oder erhitzte Luft und,  
soweit dies möglich, das Auskochen der Kleider.

Wer wir haben noch eine Reihe anderer Mittel chemischer  
Natur. Sehr empfehlenswert ist die Abtötung mittels des Tibin-  
Benzolens. Dies besteht aus drei Präparaten, einem Tibinbenzol-  
flüssigkeit, der in fettreicher Salbengrundlage ätherische Öle und des-  
infizierende Mittel enthält, die imstande sind, nach dem Bestreichen  
der Haut mittels des Stiffes die Läuse vom Körper fern zu halten  
und den Juckreiz zu mildern. Der Soldat kann diesen desinfi-  
zierenden Salbenstift bequem mit sich führen. Ähnliche Sub-

stanzen befinden sich in der Tibinbenzolflüssigkeit, das dann zur Ver-  
wendung kommt, um die Kleider entweder zur Verhütung der An-  
siedlung der Parasiten zu beäugen oder zu besprühen oder aber,  
falls die Parasiten schon in den Kleidern sich eingenistet haben,  
die abtötende Flüssigkeit mittels eines Lappens, einer Bürste,  
Watte, Verbandmull usw. gründlich in die Kleider einzureiben,  
ähnlich wie man mittels Benzin die Flecken aus den Kleidern  
wegreibt.

Auf dem Marsche und im Schützengraben endlich kommt das  
Tibinpulver in Betracht, das in einem Zerstäuber verpackt, so-  
wohl in die Kleider direkt, als auf dem Körper gepudert werden  
kann. Xylol ist zu umständlich und zu feuergefährlich. Dasselbe  
gilt vom Schwefeläther. Formalin tötet die Läuse nicht sicher  
ab. 15 prozentiger Bergamottölspiritus hat sich im Balkankriege  
bewährt, ferner 30 proz. Kalumstinktur mit 70 proz. Alkohol.  
Auch 5 bis 10 proz. Anisöl und Benzolspiritus, ferner 2 bis  
3 proz. Naphtholspiritus und 10 proz. Naphthalinöl werden emp-  
fohlen. Besonderes Gewicht ist an den Grenzstationen auf die  
Reinigung der Eisenbahnwagen zu legen, in denen  
Verwundete und kriegsgefangene Russen transportiert wurden.  
Ich habe in der Zeitschrift „Die Hygiene“ Nr. 10 1911 vor  
vier Jahren schon auf die Ansteckungsgefahr der Eisenbahnwagen  
und Schlafwagen hingewiesen. Heute, wo wir wissen, daß der  
Erreger so lebensgefährlicher Seuchen, wie es Flecktyphus und  
Rückfallfieber sind, durch Läuse übertragen werden können, ist  
dieser Art der Hygiene besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Aber auch die Dessenlichkeit darf diesen Erkrankungen nicht  
mit verbundenen Augen gegenüberstehen. Aufklärung bis in die  
weitesten Kreise, das ist die Devise.

### Otto Ludwigs deutsches Nationalgedicht.

(Zum 50. Todestage des Dichters, 25. Februar.)

In diesen Tagen deutscher Größe und deutschen Ruhmes wird  
die Erinnerung an einen urdeutschen Dichter in uns wachgerufen,  
der am 25. Februar ein halbes Jahrhundert dieser Erde entrückt  
ist. Otto Ludwig darf uns als das Idealbild des deutschen Voeten  
gelden, so wie ihn sich die Volkspoesie in ihren Träumen aus-  
gemalt: eine echt germanische Erscheinung in seinem Äußeren, das  
immer mehr vergeßigt wurde durch jenen edlen Leidenszug, den  
die Muse so oft mit ihrem Risse dem Künstler auf die Stirn drückt;  
ein leidenschaftlicher Bewunderer seiner deutschen Heimat, der mit  
Wärmenaugen die Schönheit des deutschen Waldes, des deutschen  
Wortes, des deutschen Menschen erschaute und Werke einer himm-  
lischen Heimat geschaffen hat; ein Mensch dessen Entwicklung ganz  
auf's Innerliche gerichtet war, dessen Seele ein immer strahlenderes  
Leben empfand, je mehr Opfer und Leiden die schrankenlose Ein-  
gabe des Dichters an seinen Beruf verlangte, ein Märtyrer seines  
Schaffens, der die urdeutsche Sehnsucht nach Klarheit und Reinheit  
der Form bis zum tragischen Höhepunkt auskostete. Otto Ludwigs  
dichteriſches Wachen und Werden ist eine immer reichere Offen-  
barung deutschen Wollens und deutschen Geistes, und seine Gedanken,  
die sich in großartigen Entwürfen erschloßen, kreisten mit Vorliebe  
um die deutsche Geschichte, suchten die teuren Welken der Ver-  
gangenheit lebendig zu machen. Unter den zahlreichen Dramen-  
skizzen, die ihren Stoff dem Leben großer deutscher Männer ent-  
nehmen, sind die Arminius, Wallenstein und Friedrich d. Gr. ge-  
wählten Werke am weitesten gediehen. Während er an sein Leben  
und Tod Albrechts von Waldstein die letzte Hand nicht mehr legen  
konnte, scheint sein Volksschauspiel „Friedrich II.“ vollendet gewesen  
zu sein, obgleich uns ein böses Geschick nur das prächtige Vorspiel  
„Die Torgauer Weide“ erhalten hat. All diese Pläne und Hoff-  
nungen eines im Wollen so übermenschlich hohen Wirkens hat aber  
der Dichter kurz vor seinem Lebensende in einem ungeheuren letzten  
Entwurf zusammengefaßt, in dem sich Morgen und Abend seines  
Lebens selbst berührten und gleichsam die Summe seines Wirkens  
wie in einer erhabenen Vision vor sein sehnsüchtiges Auge trat.  
Es ist der Gedanke eines deutschen Nationalgedichts, „der schon  
meinen Kinderjahren angehört und der mich nie völlig losgelassen“.  
In der Leipziger Jugendzeit hatte er sich diesen Visionen monate-  
lang hingeeben; dem Schwerkranken traten sie kurze Zeit vor  
seinem Tode wieder vor die Seele. Die eigentliche Haupthandlung,  
schreibt er, „muß eine für diesen Zweck prägnante sein, eine welt-  
geschichtliche, in welche die Hauptwendungen deutscher Geschichte  
und Entwicklung sich einschalten lassen. Des harmonischen Ein-  
drucks willen muß die Tonika des Gedichtes Lob, Ruhm und Ver-  
herrlichung sein und Schmach und Warnung nur der heraushebende  
Schatten des Bildes. Die Heldengestalten Deutschlands aller Art,  
mit physischen und geistigen Waffen, fänden Platz, keine irgend  
historische Stadt Deutschlands darf ohne gebührenden Ruhm bleiben,  
wogu dann irgend eine patriotische oder zu Deutschlands Ruhm  
gehörigende Tat in deren Geschichte zu verwenden ist. Jeder Stand  
desgleichen, z. B. die Völker bei Gelegenheit Ludwigs des Bayern;  
keine materielle Gegend darf übergangen werden.“ Den Namen  
für das ganze Werk sollte ein Trauum Ottos des Großen geben, den  
ein schöner Knabe in einen hohen Dom führt. Der Knabe ver-  
schwundet wie im Nebel von Weibrauch, der nebst wunderbarer  
Musik den Dom durchzieht, daß seine Säulen von der süßen Ge-  
walt zittern, nicht geschreckt, sondern wie vor Rom. Da erblickt  
sich ein wundervolles Kleinweib von seinem Thron und heißt

